

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924**

268 (15.11.1924) Wissenschaft und Bildung

# Wissenschaft und Bildung

## Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 15. November 1924

### Hans Thoma als Maler

von Prof. Dr. Otto Homburger.

Bis vor kurzem begleitete uns bei dem Besuch unseres Thomamuseums, bei der Beschäftigung mit Thomasher Kunst, das beglückende Bewußtsein, daß der Meister, der das Schöne geschaffen, noch unter uns weilt, gar nicht ferne, daß wir weitere Schöpfungen seiner Hand erwarten dürfen und daß er, der Philosoph und Schriftsteller, vielleicht noch manches erzählen wird aus seiner an äußerem Geschehen, innerem Erleben so reichen Vergangenheit. Jetzt müssen wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß der Tod dem Wirken des 85-jährigen ein Ende gesetzt hat: sein Werk liegt abgeschlossen vor, vergleichbar an Reichtum und Mannigfaltigkeit dem Schaffen der großen Meister der Vergangenheit. Und auch das hat er mit unseren Klassikern gemeinsam, daß jede neue Richtung glaubt, ihn als den ihren, als einen ihrer Vorläufer in Anspruch nehmen zu dürfen. Die „Muralisten“, die Impressionisten berechnen in ihm den Verwandten eines Velázquez, eines Rubens, den großen Koloristen, dem ein Meisterwerk wie „die rauchenden Ruben“ zu verdanken ist, die Neoromantiker sieht in ihm den Künstler, der wie einst Friedrich und Schwindt belebte und unbelebte Natur zum Gegenstand dichterischen Schauens gewählt hat und denen von gestern, von heute scheint er vorbildlich, weil er die primitive Sprache des Kindes, des Volkes redet und versteht, weil er das von der Natur gebotene Bild darstellt in seinem Geiste mit seinem Auge und weil er vereinfachte Linie und Form befeuert mit der Eigenart seines Temperamentes.

Wesentlich als die Stellungnahme des „Zünftigen“, des Kunstfreundes scheint uns die Tatsache, daß Thoma — wie selten ein selbständiger, ehrlich auf vorgezeichneten Wegen einherreitender Künstler — sich der Kunst, der Liebe des Volkes in seiner Gesamtheit erfreuen durfte. Das kam nicht mit einem Male; wir wissen, wie ablehnend sich die „Kunstvereine“ dem jugendlichen Künstler gegenüber verhielten und manche werden sich erinnern, daß noch bei seiner Übersiedlung nach Karlsruhe dem 60-jährigen mit Mißtrauen und Unverständnis begegnet wurde.

Zunächst waren es die Gegenstände, biblische Geschichte und Mythologisches, die er, der aus dem Volke kam, so gestaltete, daß sie dem Vorstellenden des Volkes entsprachen. Und in ähnlicher Weise konnten die Landschaften, die neben all ihrer Vollendung in formaler wie kompositioneller Hinsicht ihr eigenes Gepräge durch das Stimmungsmoment, den seelischen Gehalt erhielten, das Letzte und Höchste geben, was das Auge des Naturfreundes in ihnen sucht und zu finden hofft. Das unendlich sympathische Wesen Thomas, das sich ebenso einheitlich in Gemälden und Graphik äußerte, wie es aus den am Lebensabend sich mehrenden Schriften sprach, hat gewiß vielen den Schlüssel gegeben zum Werke des Malers.

Der künstlerische Werdegang Thomas darf als bekannt vorausgesetzt werden; sein Charakter wie sein Schaffen haben zu ungezählten Malen zur literarischen und kritischen Darstellung gelockt und zudem war es ein günstiges Geschick, das uns innerhalb der letzten Jahre mehrmals erlaubt hat in trefflich vorbereiteten Ausstellungen sein Werk zu überblicken. Er selbst berichtet uns ausführlich über die Jugendzeit, die ersten Malversuche über seine Lehrzeit bei einem Lithographen, dann

einem Anstreicher in Basel und seine Tätigkeit in der Uhrenschmiederei, einem Zweig echter Volkskunst. Als 19-jähriger, kurz vor seinem Eintritt in die Karlsruher Kunstschule hat er ein kleines Bildchen: „Bauernfamilie im Gärtchen“ vollendet, das bei aller Naivität den großen Landschaftsmaler voraussehen läßt und, wie man sich kürzlich hier überzeugen konnte, die wesentlichen Elemente seiner reifen Kunst enthält. Von jetzt an bewegt sich seine Entwicklung in Kurven; er nimmt starke Einflüsse von den verschiedensten Seiten auf, aber die persönliche Note gibt gleichfalls den Grundton an bei allen Wandlungen, besonders interessiert es zu beobachten, wie der deutsche Thoma in Italien nur das angenommene hat, was zur Kräftigung seines Wesens, zur Stärkung seines Raumgefühls dient und wie er auch späterhin antike Vorbilder in seine Sprache übersetzt hat, ähnlich einem Albrecht Dürer, grumbverschieden von der Art seiner Zeitgenossen Marées, Sildebrand, Böcklin. Man möchte beinahe von altdeutscher Unbeholfenheit sprechen beim Anblick der Planetenbilder die er — darin den Künstlern des Mittelalters folgend — in seiner „Kapelle“ zusammen mit den Reliefs der Monatsdarstellungen den biblischen Geschichten beigelegt hat.

Den ersten nachhaltigen Eindruck macht sein Lehrer Schirmer auf ihn, der große Stücke auf den jungen Stipendiaten hielt. Eine Reihe fein empfundener, koloristisch reizvoller Naturstudien und Köpfe sind aus jener Zeit erhalten: „Ein geborener Realist wollte ich nichts anderes, als was ich selber gesehen, ja selber gelebt hatte“. Er geht 1867 nach Düsseldorf und mit Scholderer, den er dort kennen lernt, nach Paris, wo er, den das Verhältnis der Gegenstände zu der umgebenden Luft und der jeweiligen Beleuchtung schon seit Jahren interessiert, am stärksten durch Courbets Kunst gefesselt wird. Unser Bild „im Sonnenschein“, das eine Frau im Halblicht eines Schirmes, zwischen sonnenbeschienenen Bäumen und vor saftigem Grün zeigt, ist so recht eine Frucht dieser Reise. Er kehrt vorübergehend nach Bernau zurück und gewinnt der oberheinischen Landschaft immer neue Reize ab. 1870 siedelt er nach München über und verkehrt mit den Malern Viktor Müller, Leibl, Trübner, mit den Kunsthistorikern Eisenmann und Bayersdorfer, dessen ernste Züge er in einem altmeisterlich klaren und sachlichen Porträt festgehalten hat. Ein Bild wie die rauchenden Ruben oder die Figuren auf dem „Kinderreigen“ sind nicht wesentlich von Trübners damaliger Malweise verschieden; Thoma ist in dieser Zeit als Kolorist unübertraffen und es gibt noch heute manch einen, der die Werke aus jenen Jahren allem späteren vorzieht.

Dann folgte 1876, zwei Jahre auf die erste Italienreise, die Übersiedlung nach Frankfurt; in mehr als zwanzigjähriger, stiller Arbeit, die nur durch Reisen nach dem Süden, nach England und Holland unterbrochen wurde, bildete er die persönliche Eigenart seines Stiles aus. Im Gegensatz zu dem „L'art pour l'art“ der meisten seiner Zeitgenossen legt der alemannische Dichtermaler mehr und mehr Wert auf die Auswahl ihm vertrauter, literarischer Gegenstände, zu den Vorwürfen aus der klassischen Mythologie, aus dem alten und dem neuen Testament, gefolgt von Allegorien und — vermutlich unter dem Einfluß Bayreuths — Szenen aus der deutschen Sagenwelt. Raum eine seiner zahlreichen Landschaften, seien sie nun dem Oberrheingebiet, dem

Mainthal oder dem Taunus entnommen, entbehrt des figürlichen Beiwerks, vielen wie dem „Güter vom Tal“, dem „Gain der Egeria“, „Amor als Landschaftsmaler“ ist dadurch ein besonderer Sinn zugrunde gelegt. All das trägt er in seiner eigenen Sprache vor, die ihm auf der einen Seite den Ruhm des nationalen Malers eingetragen, auf der andern aber vielen das Eindringen in seine Kunst erschwert hat.

Eine einzigartige Reife und Abgeschlossenheit erreicht er in jenen Jahren größter Fruchtbarkeit im Bildnis, man erinnere sich nur der Porträts von Gattin, Mutter und Schwester, die kürzlich hier gezeigt wurden und des seit längerer Zeit in der Kunsthalle ausgestellten Bildes der Frau Cella; klar und sachlich wird die vereinfachte Form wiedergegeben, ein ganz bestimmter Bewegungscharakter spricht sich aus im Duktus der Säulne. In späteren Werken, wie z. B. in der Kapelle, liebt er es die Gewandung durch edig gebrochene oder wellig geschwungene Falten zu modellieren, eine Eigenart, die er mit den altdeutschen Primitiven gemein hat; ebenso wie in dem Geiste der Bäume kommt hier die ornamentale Formphantasie des Meisters zum Ausdruck.

Eine Münchener Ausstellung im Jahre 1890 brachte dem 50-jährigen endlich die öffentliche Anerkennung, seine bis dahin nicht eben zahlreiche Gemeinde wuchs nach und nach ins Ungemeßene und seit etwa 20 Jahren ist Thoma — zumal in Süddeutschland — der populärste deutsche Maler. Ein Ruf Großherzog Friedrichs führte ihn als Lehrer an der Akademie und als Direktor der Gemäldegalerie 1899 nach Karlsruhe zurück, wo wo seine Künstlerlaufbahn ausgegangen war. Von einem Spätstil seiner Kunst zu sprechen scheint uns gewagt; folgerichtig ist er auf der eingeschlagenen Bahn weitergeschritten, mit immer klarerem Blick aus dem Reichtum der Natur auswählend und die Sinneseindrücke gestaltend, um die Schönheit zu finden, die seinem inneren Auge, seiner lautereren Seele von jeher vorgeschwebt hat.

### Meyrink und der Okkultismus

Von Will Scheller.

Bei einem Erdbeben birft die Oberfläche des Planeten irgendwo, und aus den rauchenden Spalten fließt das Inwendige der Erdkugel in katastrophaler Offenbarung. Analog diesem Vorgang im Raume vollzieht sich in der Zeit zuweilen, daß das menschliche Dasein ruckhaft erschüttert wird, und seine inwendigen Strömungen sich aus der sonst nahezu vollkommenen Verborgenheit herausreden. So geschah es im Verlauf des Völker und Staaten umeinander wirbelnden Weltkrieges, daß jene Dinge, von denen die Schulweisheit mindestens nicht gerne sich was träumen läßt, wiederum in den Vordergrund des allgemeinen Interesses traten und ein Dichter plötzlich den zweifelhaften Ruhm der Popularität gewann, der über ein Jahrzehnt nur verhältnismäßig wenigen, wenn auch nicht den schlechtesten der deutschen Leser, bekannt und lieb gewesen war: Gustav Meyrink, dessen karstischer Humor, dessen scharfe, manchmal überheißende Satire, dessen mythische Vertiefung, dessen unbändige Phantastik, dessen lapidare Schilderungskunst die verschiedenartigsten Interessenten gefunden hatte, Menschen zweifellos, die hinter den mancherlei Masken des Dichters das eine Wesentliche zu erblicken wußten. Diese Gemeinde sah

### Historische und Memoiren-Literatur

Das beste historische Buch, das bisher über die deutsche Politik vor dem Kriege erschienen ist, hat der bekannte Leipziger Historiker Erich Brandenburg verfaßt. Es betitelt sich „Von Bismarck bis zum Weltkriege. Die deutsche Politik in den Jahrzehnten vor dem Weltkriege“, dargestellt auf Grund der Akten des Auswärtigen Amtes. (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin W. 8.) Wer abwarten wollte, bis alle einschlägigen amtlichen Publikationen herausgekommen sind, könnte dabei ein Alter erreichen, das so hoch ist, daß es ihm eine Verarbeitung des Stoffes nicht mehr gestattet. Erich Brandenburg hat gut daran getan, daß er die bisher vorliegenden Aktenpublikationen des Auswärtigen Amtes als ausreichendes Material für eine Darstellung seines Themas betrachtete. So ist ein nützliches und dankenswertes Buch entstanden, das in wissenschaftlich sorgfältiger Schilderung uns die politische Geschichte der letzten Jahrzehnte vor dem Kriege vor Augen führt. Das Urteil Brandenburgs ist besonnen und vorsichtig, aber gewiß nicht tendenziös. Die Fehler und Irrtümer unserer Politik werden klar herausgearbeitet. Dem Verfasser ist unbedingt zuzustimmen, wenn er am Schluß sagt, daß gerade diese Fehler und Irrtümer in den entscheidenden Sommerwochen des Jahres 1914 am besten geeignet seien, die faktische Friedfertigkeit unserer Politik zu beweisen. Hätten wir den Krieg wirklich gewollt, so hätte man allerdings auf allen dafür in Betracht kommenden Gebieten anders handeln müssen, als gehandelt worden ist.

Zwei Bücher seien ferner erwähnt, die beide danach angetan sind, der falschen Einschätzung Deutschlands im Auslande entgegenzuwirken, nämlich Lloyd Georges Buch „Ist wirklich Friede?“, ins Deutsche übertragen und eingeleitet von Dr. W. Simons, Reichsaussenminister a. D. (Verlag Paul List, Leipzig) und das „Tagebuch“ von Evelyn Fürstin Blücher v. Wahlstatt (Verlag für Kulturpolitik, München) eine Übersetzung des seinerzeit in englischer Sprache erschienenen und viel beachteten Buches „An English Wife“ in Berlin“. Das Buch von Lloyd George enthält die bekannten Artikel, die er im vorigen Jahre in mehreren großen Weltblättern publiziert hat, und die in erster Linie den Zweck verfolgen, die französische Politik in ihrer wahren Gestalt zu zeigen und demgemäß zu bekämpfen. Das geschieht mit durchschlagender Kraft und Leidenschaftlichkeit. Leider sind in den Artikeln aber auch viele Unrichtigkeiten und Schiefheiten über Deutschland enthalten. Dr. Simons beabsichtigte ursprünglich diese Stellen des Buches mit entsprechenden kritischen Anmerkungen zu versehen. Doch hat ihm die Zeit dazu gemangelt und er will diese Anmerkungen für die nächste Auflage des Buches aufsparen. Das ist sehr schade. Besser wäre es gewesen, wenn die betreffenden Anmerkungen gleich in die erste Auflage hineingekommen wären. Der Wert des Buches wird damit allerdings, soweit es sich gegen Frankreich richtet, nur in geringem Maße beeinträchtigt. Gewiß sieht heute unter Herriot in Frankreich manches anders aus, als unter Poincaré. Aber wer weiß, wie bald die große Anlagenschiff Lloyd Georges wieder aktuell werden kann? — Das Tagebuch der Fürstin Blücher ist deshalb so interessant, weil die Verfasserin als

geborene Engländerin und als Angehörige des hohen deutschen Adels manches gesehen hat, was den Augen anderer Sterblicher verhüllt blieb. Zudem ist sie offenbar eine Frau von guter Beobachtungsgabe und unbefangenen Urteil. So liest sich das Ganze überaus fesselnd. Gelegentlich stört der Ausdruck von Anschauungen und Gefühlen, wie sie nun einmal der Kaste, der die Verfasserin angehört, eigen sind.

Den Ausgangspunkt einer jeden historischen Betrachtung der letzten Jahrzehnte wird und muß immer die Persönlichkeit und die Politik Bismarcks bilden. Alle Durchforschungen der Bismarckschen Ära haben bisher gezeigt, daß dieser große deutsche Staatsmann durchaus die Beurteilung verdient, die ihm schon zu Lebzeiten zuteil geworden ist. Gewiß, in manchen Punkten sehen wir heute kritischer als damals. Aber im ganzen hält das uns überkommene Bild von Bismarck der kritisch-historischen Nachprüfung stand. Wo aber der Versuch gemacht worden ist, seine Größe und Bedeutung zu verkleinern, da wendet sich der abgeschlossene Pfeil auf die Brust des Schützen zurück. Ein ganz vortreffliches Buch ist in diesem Sinne vor kurzem im Verlag Georg Stilke-Berlin erschienen: „Bismarcks letzter Kampf 1888 bis 1898“ von Otto Gradewitz, Prof. der Rechte in Heidelberg. Es sind Skizzen — oder besser gesagt — Aufsätze nach Akten, die Gradewitz hier veröffentlicht. Sie verdienen alleamt unser höchstes Interesse. Geschrieben sind sie in einem geistvoll lebendigen Stil, wie er der humanistisch gründlich durchgebildeten, älteren Generation eigentümlich ist.

Zum Schluß möchten wir auf ein Werk aufmerksam machen, das geschichtlich unserer Zeit etwas ferner liegt, dafür in

den Dichter unermüdet, nämlich nach dem Erscheinen der Romane „Der Golem“ und „Das grüne Gesicht“, von einer wogenden Masse lauter Begeisterung umtobt. Bücher, die unter normalen Zeitumständen nur den stillen Weg zu den Lesern gefunden hätten, von denen Goethe gesagt hat, daß es eben diejenigen wären, die auf ähnlichen Wegen wandelten wie der Dichter selbst — diese Bücher fanden eine Verbreitung, wie sie besser kein Verleger sich wünschen konnte. Meyrink hatte eben ihnen, die nach jahrelanger, einsamer Arbeit vollendet wurden, einer tiefen Sehnsucht seiner Zeit Ausdruck verliehen, ohne es zu wollen, er hatte die okkultistischen Probleme in dichterischer Form gestaltet; und das Bedürfnis der Menschen, auch derer, die sonst nicht viel lesen, nach Anlehnung an das Wunderbare, an die Erklärungsmöglichkeiten des scheinbar Unerklärlichen, fand ein vollkommenes Ventil in der Lektüre der Bücher Gustav Meyrinks.

Es wäre darum nicht nur literarhistorisch wertvoll, sondern auch ganz allgemein interessant, einmal zu zeigen, wie die Gesamtheit der übersinnlichen Probleme, die unter den Namen Okkultismus, Magie, Spiritismus, Mystik, Metaphysik begriffen werden, im Schaffen Gustav Meyrinks zur Geltung kommen. Es wäre von Belang, darzutun, wie schon in dem ersten kleinen Buch des Dichters, „Der heiße Soldat“, der Okkultismus weiterentwickelt, wenn auch zumeist nur, um satirisch oder grotesk umgehoben zu werden; wie er dann in den „Druiden“ sein Antlitz deutlicher hervorkehrt, um in Gustav Meyrinks „Wachsigurenfabrik“ und in den „Fledermäusen“ wiederholt die schärfste Ausprägung zu finden, die in novellistischer Form möglich ist. Und es wäre dann nachzuweisen, wie die von den Novellen einzeln gestalteten Probleme in den Romanen jene großgeartete Zusammenfassung gefunden haben, welche den Namen des Dichters in das Buch der Weltliteratur eingeschrieben hat.

Das ist nun allerdings ein Unternehmen, das den Rahmen eines Aufsatzes erheblich überschreitet, andererseits aber aktuell genug erscheint, um Anspruch auf Würdigung in eben diesem, für breitere Auswirkung bestimmten Rahmen mit Zug erheben zu können. Um diesen Anspruch zu genügen, muß zwar auf Einzelheiten verzichtet, aber es kann immerhin der Grundriß angedeutet werden, auf dem das Gebäude einer ausgedehnten Untersuchung sich zu erheben haben wird.

In den drei Romanbüchern, die lange vor dem demütigen Erfolg des „Golem“ dem Namen Meyrink seine literarische Prägnanz gegeben haben, spielen okkultistische Phänomene und Probleme zwar eine sehr wichtige Rolle, indem sie in mehreren der besten Erzählungen den beherrschenden Ton anschlagen, stehen aber an Zahl doch hinter anderen Motiven zurück. Daß es trotzdem irrig wäre, anzunehmen, für Meyrink hätte damals der Okkultismus nicht die subjektive Bedeutung gehabt, wie es in der neueren Zeit nach Ausweis der Romane doch der Fall zu sein scheint, geht aus der Tatsache hervor, daß Meyrink eben damals, als die später unter dem Titel „Des deutschen Spielers Wunderhorn“<sup>2</sup> zusammengefassten Novellen veröffentlicht wurden, eine Reihe von Betrachtungen beispielsweise in der Münchener Zeitschrift „März“ an den Tag gab, in denen er sich ernsthaft und durchaus mit der Geste des Eingeweihten und Gläubigen über okkulte Vorgänge verbreitete; sie haben zum Teil in den „Gesammelten Werken“<sup>3</sup> Aufnahme gefunden. Aber sie waren ebenjowenig wie die vereinzelt in den Novellen geeignet, für ein okkultistisches Weltbild des Dichters Zeugnis abzulegen. Dazu bedurfte es nicht nur einer bedeutenden Form der dichterischen Verlautbarung, sondern auch einer bedeutenden Form des dichterischen Erlebnisses. Diese schöpferische Synthese bietet der „Golem“, dasjenige Werk Meyrinks, um welches als Mittelpunkt sein gesamtes übriges Schaffen sich gruppiert.

Im „Golem“<sup>4</sup> haben, zum ersten Mal in solchem Umfang, geistige Überzeugung und künstlerisches Vermögen

einander bis ins Letzte durchdrungen, dergestalt, wie es auch im späteren Schaffen Meyrinks nicht wieder erreicht worden ist. Obgleich ausschließlich in die Plasmagieformen der Kabbalah gekleidet, wird das Weltbild des Dichters hier durch das Mittel vollkommenen künstlerischen Ausdrucks offenbar. . . Das Leben des Menschen beginnt nicht mit der Geburt, endet nicht mit dem Tode und ist nicht begrenzt von sinnlicher Wahrnehmung. Nach allen drei Richtungen gibt es ein Jenseits, dessen Geheimnisse, die den Menschen dauernd umgeben und oft genug in den nächststen Alltag einbrechen, der physikalischen und sonstigen „Naturgesetze“ spottend, nur inneres Schauen ergünden kann. Dieses Schauen wird erreicht durch eine Steigerung des Bewußtseins, deren abschließliche Serbierung Mittelpunkt der Geheimlehren aller Völker ist. Diese Bewußtseinssteigerung mündet in dem dunkelsten, tiefsten Kern des Jä, der vor dem Beginn des irdischen Lebens war und noch sein wird, wenn es geendet hat. Alle okkultistischen Geheimlehren — von denen abgesehen, die um irdische Ziele willen rein irdische Mittel, Chemiefakten und dergleichen, kurz, schwarze Magie, anwenden — laufen auf ein sittliches Prinzip hinaus, das in der Befreiung des Jä von den Schläden der Vergänglichkeit die Vorstufe der weiß-magischen Meisterchaft erblickt. Bei Meyrink, der früher hier und dort mit asiatischem Fatalismus gespielt hat, gipfelt sie in dem sehr gefunden Gedanken, durch Abtötung der Wünsche den Willen zu stärken: den Drang, den entsetzlichen Drang zur Vorherrschaft des individuell Unvergänglichen innerhalb der individuellen Vergänglichkeit.

Ist der „Golem“ die Synthese dieses Weltbildes mit dem künstlerischen Charakter der Meyrinkischen Geistigkeit, nicht zuletzt auch bewirkt durch den einheitlichen jenseits-ultimativ-mystischen Unterbau der Kabbalah, so erscheint „Das grüne Gesicht“<sup>5</sup> mehr als eine bunte Kombination von Gestalten aller Zeiten und Völker, insoweit sie ihm kennzeichnend für die Idee der fleischlichen Unsterblichkeit vorgekommen sein mögen. Mit diesem Roman, der beinahe als Kompendium der Geheimwissenschaften wirkt, verläßt Meyrink, nachdem er noch einmal in den „Fledermäusen“<sup>6</sup> Werke geschaffen hat, in denen Weltbild und Dichtung unlösbar geistige Einheiten bilden, den Weg des reinen Künstleriums. Der Gang der Erzählung wird nun oftmals unterbrochen durch mehr oder weniger abstrakte Erörterungen, der Okkultist Meyrink tritt vielfach stärker hervor als der Dichter, dessen erzählerische Kraft gleichwohl das Ganze fest zusammenhält und letzten Endes in seiner Eindruckskraft bedingt. Denn mag auch der ästhetische Wert eines Romans grundsätzlich dadurch verlieren, daß er Streifen enthält, wo der Dichter nicht gestaltet, sondern redet, so darf doch nicht vergessen werden, daß es hier um ein Werk sich handelt, das nicht mehr, wie der „Golem“, Einzelschicksale zum Gegenstande hat, sondern vor allem diejenigen einer ganzen Kulturperiode, was naturgemäß, gar bei so tiefer Begründung, wie sie Meyrink gibt, mancherlei Abschweifung ins Gedankliche erfordert.

Ungeachtet dessen kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß Meyrinks geistige Tätigkeit neuerdings mehr von seiner okkultistischen als von seiner dichterischen Einstellung bestimmt wird. So hat er ein kleines Buch „An der Grenze des Jenseits“<sup>7</sup> geschrieben, worin er, der übrigens den Spiritismus unbedingt ablehnt, eine volkstümliche Einführung in den Okkultismus zu bieten sucht, von dem er ausdrücklich erklärt, daß er es nur insofern mit „meta“-physischen Erscheinungen zu tun habe, als diese die Grenzen des bisherigen Wissens um die sogenannten Naturgesetze durchbrechen. Im übrigen seien die „Geister“ und „Gespensster“ des Okkultismus nicht weniger materiell als etwa die Röntgenstrahlen. Lediglich die individuelle Läuterung, die zu ihrer Tüchtigkeit oder willkürlichen Wahrnehmung erforderlich ist, bringt den Menschen mit dem Keingeistigen, dem Jenseits von Leben und Tod, in Konnex. Über das Jenseits des irdi-

chen Lebens, die „unsichtbare Welt“, sagt er: „Daß es Töne gibt, die wir nicht hören, Farben, die wir nicht sehen, und wohl auch Dinge geben muß, die wir nicht greifen können, also eine Welt, die sich am gleichen Ort wie unsere grobstoffliche befindet und sie durchdringt, weiß jeder nur halbwegs Gebildete, aber er wendet dieses Wissen merklichwürdigerweise nicht an, wenn es gilt, ein Urteil darüber abzugeben, ob es in jener Welt auch Wesen geben könne oder nicht. Gar die Möglichkeit, daß solche Wesen mit uns in Verkehr treten und uns sichtbar werden können, sei es, indem wir unsere Wahrnehmungs- kraft zu solchem Behuf schärfen, sei es, daß jene Wesen Mittel und Wege fänden, für unsere Begriffe stofflich zu werden, wird glatt verneint. Eher noch wäre man gewillt, an die Möglichkeit einer Verbindung mit Geschöpfen auf dem Planeten Mars zu glauben. Und dennoch sind die Berichte über den Verkehr des Menschen mit einer unsichtbaren Welt so ungeheuer an Zahl, daß man mit ihren Niederschriften ganze Museen füllen könnte.“

Indem er sich aber damit begnügt, in den „Romanen und Büchern der Magie“<sup>8</sup> mehr oder weniger unbekannte Werke herauszugeben, die sich, wie „Eri Parakrishna, der letzte indische Prophet“ von Dr. Carl Vogl, und „Eliphas Lévi, der große Kabbalist“ von R. S. Vaarh, mit bedeutenden okkultistischen Persönlichkeiten befassen, oder, wie mit „Thoula Wel“, einem Rosenkreuzer-Roman des seltsamen amerikanischen Mischlings R. B. Randolph, merkwürdige literarische Manifestationen okkultistischer Einstellung verkörpern, zeigt Meyrink deutlich genug, daß es ihm jetzt auch darum zu tun ist, als Okkultist den Okkultismus auszubreiten. Auch hierbei ist festzustellen, daß kein bestimmtes, irgendwoher übernommenes System das Wirken Meyrinks bedingt, sondern daß er bemüht ist, aus den verschiedenen Lehren dasjenige herauszufiltern und zu verbinden, was ihnen allen gemeinsam und heute noch so lebendig ist, daß es dazu dienen kann, den Sinn des Weltlaufs zu erhellen. Dieser Wille kommt auch in dem letzten Roman Meyrinks, „Der weiße Dominikaner“<sup>9</sup>, klar zum Ausdruck; denn es wird in ihm vermöge dichterischer Intuition die Synthese erstrebt, die alle religiösen Bekenntnisse, alle Bräuche geheimen Glaubens oder Wissens dereinst vereinigen mag und in allen noch so verschiedenen rituellen Überlieferungen eine gemeinschaftliche Symbolik ahnen, wo nicht erkennen läßt. Diese Synthese wird verlaßt in dem Schicksal eines Menschen, der, letztes Glied eines von mystischer Bestimmung belasteten Adelsgeschlechtes, diese Bestimmung erfüllt in der endgültigen Überwindung fleischlicher Gebundenheit. Der Weg zu solcher Erlösung ist natürlich dornenreich und steil, und seiner Schilderung dient der „Roman“, der infolgedessen als ein Buch der Erweckung anzusehen ist, der allmählichen Konzentration des Ich-Willens zur höchsten Leistung, der Vernichtung des Vergänglichsten in ihm selbst. Als welche, wie gesagt, der Zeitpunkt aller weismagischen Geheimlehren ist. Zugleich kann auch aus dem neuesten Erzählwerk Meyrinks angenommen werden, daß, wenn diesem Dichter ehedem das Okkulte gelegentlich Mittel zum Zweck der Offenbarung künstlerischer Fähigkeiten sein konnte, um diese seine Fähigkeiten nunmehr Mittel zum Zweck der Offenbarung okkulten Wissens und Glaubens geworden sind. Okkultismus und Dichtkunst halten sich in der Gesamtheit des Meyrinkischen Schaffens also bis jetzt die Wage. Von der weiteren Entfaltung dieses Schaffens wird es abhängen, ob am Ende doch noch das eine das andere überwiegen oder ob Meyrink, historisch betrachtet, als Dichter und als Okkultist in gleich starker Ausstrahlung beharren wird.

<sup>1</sup> Albert Langen, Verlag, München.

<sup>2</sup> Albert Langen, Verlag, München. <sup>3</sup> Kurt Wolff, Verlag, Leipzig. <sup>4</sup> Kurt Wolff, Verlag, Leipzig. <sup>5</sup> Kurt Wolff, Verlag, Leipzig. <sup>6</sup> Dürr u. Weber, Verlag, Leipzig. <sup>7</sup> Nikola-Verlag, Wien. <sup>8</sup> Nikola-Verlag, Wien.

rein menschlicher Beziehung aber umso packender wirkt. Es ist das zweibändige Werk „Magimilian und Charlotte von Mexiko“ von Egon Caesar Corti Corti (Mit 17 Abbildungen, Amalthea-Verlag, Wien). Der dramatische Ablauf jener Periode in der Geschichte Mexikos, die schließlich zur Tragödie von Cuernetaro führte, einen Kaiser unter den Schüssen seiner Denker zusammenbrechen und eine Kaiserin irrsinnig werden sah, wird uns hier nach dem bisher unveröffentlichten Geheimarchiv des Kaisers Maximilian und sonstigen unbekanntenen Quellen geschildert. Für die Geschichtswissenschaft ein unentbehrliches Werk, da es, eben an der Hand unbenutzter Akten und Papiere, Dinge restlos aufklärt, die bisher noch nicht genügend Klargestellt waren. Historisch sonach von eminenter Bedeutung, übt das Ganze aber keine besondere Anziehung aus durch das menschlich Ergreifende, das nun einmal dem Geschick des unglückseligen mexikanischen Kaiserpaars anhaftet. Die beiden Bände sind sehr sorgsam ausgestattet. R. 2.

## Bücherleseziikel

Von Hanns Martin Ester.

Die veränderten Lebensverhältnisse haben auch in den Reihen der Bücherfreunde eine Umschichtung vorgenommen. Aus früheren leidenschaftlichen Bücherkäufern sind heute Bücherleiher geworden und frühere Bücherleiher sind heute auch — keine Bücherkäufer. Zweifellos ist richtig, daß viele Neben über den Richtkauf von Büchern nur leere Ausreden sind, wenn man beobachtet, welche Summen in Sonditoreien und Schlemmerlokalen verschleudert werden. Aber der stille, treue Bücherfreund sitzt ja sowieso nicht in diesen Stätten; er gehört heute zu den Stillen im Lande, die ihre Sorgen nicht auf offener Straße zeigen.

Trotzdem und wohl gerade deshalb ist die Sehnsucht nach

guter Lektüre nach neuen Büchern in allen Kreisen wach. Jedermann der ernsteren Geistes ist, wünscht sich über die Probleme von Zeit und Ewigkeit im schwankenden Ideenraus neu zu unterrichten oder will Vergessen suchen in den reinen Begirten schönheitsvoller, erlebnisreicher Kunst tieferer Innerlichkeit. Der Besuch und das Ausleihen aller öffentlichen Bibliotheken beweist diesen Drang nach dem guten Buche. Tatsache ist, daß die öffentlichen Bibliotheken den Anforderungen nicht zu genügen vermögen, weil ihnen vielfach die Mittel fehlen. Also auch hier Hemmnis wie beim Einzelmenschen: Geldmangel.

Der Buchhandel muß darauf fassen, neue Mittel und Wege zu finden, das neue Buch wieder unter die Leute zu bringen. Das ist nötig, um der Kunst, um der Dichter, wie um der Kunstfreunde, der Leser willen. Und vor allem verlangt es auch der Wiederaufstieg der Nation, die Erhaltung der Kultur, denn nur aus reger Beschäftigung mit guten Büchern wächst die geistige und sittliche Erneuerung unseres Volkes, und zwar gerade mit guten neuen Büchern, die aus dem Erleben und Gewissen zeitgenössischer Menschen entstanden sind.

Hindernis für den Buchabsatz ist meist der Preis. Ihn herabzusetzen muß man versuchen. Für das einzelne Buch ist das nicht möglich. Wohl aber, wenn ich mit der Anschaffung eines oder zweier Bücher zugleich eine größere Anzahl kennen lerne. Auf dem Wege des Bücherleseziikels läßt sich das durchführen. In folgender Art: Ein Buchhändler vereint 15—20 Teilnehmer zu einem Lesezettel. Jeder Teilnehmer hat die Anschaffungskosten für zwei Bücher: ein dichterisches und ein wissenschaftliches, historisches, kurz allgemein fesselnden Inhalts zu zahlen, also etwa 10.— Mark. Bei 15 Teilnehmern wird also das Geld für 30 Werke aufgebracht. Diese 30 Werke wandern nun unter den 15 Teilnehmern in regelmäßigen Zweiwöchenaustausch um. Am Schlusse des Um-

laufs erhält jeder Teilnehmer zwei Bücher (entweder die von ihm angeschafften oder durch Auslösung), ein neuer Zirkel kann beginnen.

Die Vorteile dieses Zirkels liegen auf der Hand: man bekommt nicht — wie in der Bibliothek — schmutzige, abgegriffene Exemplare in die Hand, sondern neue, die jeder Zirkelteilnehmer pflegt, weil er durch den späteren Erwerb zweier Zirkelbücher persönlich an der Sauberkeit interessiert ist. Ferner gibt man sein Geld nicht nur für Leihgebühr, wie in der Bibliothek aus, sondern erhält zwei Bücher und die Kenntnis weiterer 28 Werke dazu! Die Liebe zum Buche, die sich stets auch im Wunsch nach seinem Besitz ausdrückt, findet hier besondere Anregung. Buchhändler und Bücherfreunde im Verein mit ihren Buchhändlern sollten solche Lesezettel zustande bringen! Die Liste der Zirkelbücher müßte gemeinsam mit den Zirkelteilnehmern aufgestellt werden. So könnte sich eine Belebung unseres Büchermarktes wie auch unserer Bücherlektüre durchsetzen, und ein gutes Hilfsmittel entstehen, die Not der Zeit ein wenig zu mildern.

## Zeitschriftenschau

„Zeitwende“. Unter diesem Titel beginnt in der C. G. Beckchen Verlagsbuchhandlung und unter der Herausgeberschaft von Tim Rein, Otto Gröndler und Friedrich Langensack eine evangelische Monatschrift großen Stils zu erscheinen. Unter den heute überall sich regenden religiösen Kräften muß auch der Protestantismus ein seiner gewaltigen Bedeutung für die Geisteskultur der Welt würdiges großes Organ erhalten. Führende Geister haben sich zur Mitarbeit zusammengefunden. Es handelt sich also um keine theologische Fachzeitschrift, sondern um eine Monatschrift, die sich mit ansehnlichen geistigen und sozialen Leben befaßt. Politischen und konfessionellen Streitigkeiten steht sie fern. Das sorgfältig vorbereitete 1. Heft wird Mitte Dezember erscheinen.